



Eine Hegemaßnahme im Kleinen: Äste und Zweige, die beim Schneiden anfallen, werden in einer Ecke des Grundstücks zu einem Haufen geschichtet. Leben entsteht von allein.

Lebensraumgestaltung im Kleinen

Reisighaufen schaffen Unterschlupf

Alles Leben in unseren Revieren baut sich von unten nach oben auf, nie umgekehrt. Nicht der Wolf und nicht der Höhlenbär entschieden je über den Fortbestand der Menschheit, sondern allenfalls Bakterien und Viren. An manchen kleineren Wunderwelten gehen wir achtlos vorüber, ohne sie zu ahnen. Eine solche ist auch der Reisighaufen, den es durch unsere Pseudosauberkeit kaum mehr gibt. Wolfgang A. Bajohr hat sich mit ihm beschäftigt

Wo immer man Holz erntet, bleibt etwas liegen: Blätter, Nadeln und Äste. Rund die Hälfte der Biomasse ist das, die ein Baum hat wachsen lassen, denn nur die Hälfte holt auch heute noch der Mensch als Holz aus dem Wald. Sonne, Wasser und Kohlenstoff (CO₂), das ist Holz. Und die Menge an Kohlenstoff, die viele Bäume der Luft entnehmen, ist so beachtlich, daß es unser Erdklima erträglich macht. In vier Festmeter Holz steckt eine ganze Tonne Kohlenstoff. Über diesen Zusammenhang hat man früher nichts gewußt,

und man hat darüber auch nicht nachgedacht. Warum auch? Nach jeder Holzernte ist seit eh und je ein Berg Äste übriggeblieben, der Reisighaufen. Nicht anders als im Wald, gibt es Reisighaufen auch im Garten oder am Rande der Streuobstwiese. Auch wo Bäume nur gepflegt und geschnitten werden, bleibt ein Haufen Äste und Zweige, wiederum ein Reisighaufen. In der Ecke eines Gartens gehörte er früher zum ganz normalen Erscheinungsbild, genauso wie auf dem Schlag im Wald. Eines Tages waren die Äste verrottet

und zu Humus geworden, von dem eine einzige Handvoll mehr Kleinlebewesen enthält, als die ganze Erde Einwohner hat. Das ist der Kreislauf des Lebens.

Der Reisighaufen ist aber noch etwas ganz Besonderes. Er ist eine biologische Nische, ein Biotop aus Menschenhand, auf das viele Tiere angewiesen sind, wovon hier sehr nachdrücklich die Rede sein soll. Denn wo ist der Reisighaufen geblieben? Warum gibt es ihn so oft nicht mehr? Was haben Menschen mit ihm angestellt? Die Menschen haben etwas

ganz Ekelhaftes erfunden – die Ordnung!

Früher hat der Wald sich nach dem Einschlag selbst verjüngt. Heute rückt eine Forstpflanzenfirma mit ihren Pflanzkolonnen an und Zeit kostet Geld. Es muß fix gehen, vielleicht gar maschinell gepflanzt werden. Man fordert eine chemisch reine, abgeräumte Fläche. Also sackelt vorher der Waldbauer die Reisighaufen auf seinem Schlag ab. Wo immer man Holz geerntet hat, gehört ein blaugrauer stinkender Rauchpilz wie nach einem Atombombenabwurf zum All-

tagsbild der Forstwirtschaft. Aber auch in jedem Garten qualmen zur Frühjahrszeit die Feuer, und die gerodeten Bäume der Streuobstwiese zündet man gleich im Ganzen an. Zuweilen war ein gewaltiges Oster- oder Sonnenwendfeuer auf dem Gemeindeplatz das kollektive Alibi für alle. Unbemerkt von vielen, verbrennen Jungvögel in ihren Nestern, oder es brät der Igel im eigenen Stachelkleid.

Das ist nur die eine Seite, über die sich nachzudenken lohnt. Die andere haben uns längst die gewaltigen Stürme bewußt gemacht, die weite Waldgebiete dem Erdboden gleichgemacht haben. Denn eine aufgeheizte Erdatmosphäre erzeugt nun einmal Turbulenzen. Daß der Anteil von Kohlendioxyd in der Luft zu hoch ist, gilt als gewichtiger Grund. Und das ist eben jener Kohlenstoff, den der Baum zum Leben braucht und an Materie bindet. Man schätzt den Einschlag der Sturmschäden auf fast das Doppelte der jährlichen Holzenernte, auf 50 Millionen Festmeter. Wer denkt schon daran, daß „Holz“ nur eine Hälfte der von Bäumen produzierten Biomasse ist, die Kohlenstoff bindet. Die zweite Hälfte ist eben jener Reisighaufen, um den es hier geht. Denken wir weiter nach, muß uns bewußt werden, daß in diesen Reisighaufen aus 50 Millionen Festmeter Holz alleine 12,5 Millionen Tonnen Kohlenstoff gebunden sind. Die schicken wir beim Abfakeln völlig sinnlos in die Atmosphäre zurück. Nicht etwa um noch eine Energie zu gewinnen, sondern alleine um sie als „Müll“ zu beseitigen. Lassen wir sie dagegen zu Humus werden, ist das nur die eine, die nützliche Seite jenes Reisighaufens.

Die zweite Seite schafft Lebewesen-Nahrung und Lebensraum. Dieser Gewinn kann so phantastisch sein, daß viele Menschen eine Ecke im Garten ganz bewußt zweckentfremden oder Waldbesitzer am Waldrand solche „biologischen Nischen Reisighaufen“ als Überlebensinsel schaffen. Pflanzen profitieren meist erst davon, wenn er verrottet ist. Nur das Springkraut macht auch vor ihm nicht halt. Brombeere und Himbeere ergänzen den Lebensraum. Fingerhut und Eisenhut steht gerne nebenan, und der Holunder liebt den Humus. Von ihren Blüten und Früchten profitieren andere,

Waldhummel und Erdbeienen, die Waldschmetterlinge, wie Brombeerzipfelfalter und Waldbrettspiel.

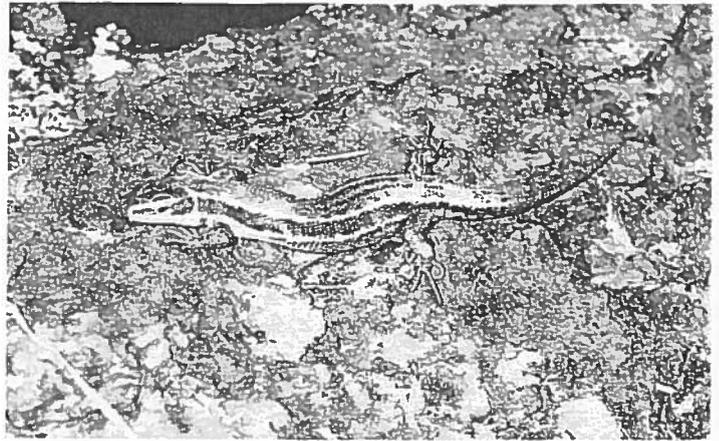
Um die Zersetzung mühen sich viele Pilz- und Bakterienarten, die Mykorrhizapilze für den künftigen Wald profitieren davon ebenso wie Asseln, Spinnen und Springschwänze, Regenwürmer und Tausendfüßer, schwarze und goldglänzende Laufkäfer, die braune und schwarze Wegschnecken jagen. Erd- und Wechselkröten schauen einen aus goldglänzenden Augen so bedeutsam an, als seien sie verwunschene Prinzen. Waldgrillen hüpfen durch die Zweige. Die Blindschleiche jagt gemeinsam mit ihren Verwandten Wald- und Zauneidechse. Die kulleräugige großbohrige Gelbhalsmaus mit dem langen Schwanz legt darunter gerne ihre Vorratskammer mit Eckern und Eicheln an, von denen manche nicht mehr gefunden wird und gleich im allerbesten Humus keimt.

Auch die Waldwühlmaus, die Rötelmaus, nagt hier von ihren Zapfen und weiß die Kinderstube zu verbergen. Beide schaden hier niemand, und sie sind wichtig, damit das Hermelin, Jägerfolg hat. Der Igel verschläft unter dem Reisig den ganzen langen Tag und marschert erst in der Dämmerung los. Ein Dachs, der es ihm gleich tut, schiebt sich darunter in einer provisorischen Röhre genauso gerne ein, wie Meister Reinecke, dem die Wärme hier gut tut, weil er gar nicht so gerne im Hauptbau schläft, wie man es ihm andichtet. Zuweilen verlegt eine junge Fähe auch ihre Wochenstube hierher. Die des Igels aber ist immer hier.

Ein unentbehrliches Paradies ist der Reisighaufen für viele Vögel. Die lauten Sänger Amsel und Singdrossel bauen ihre Nester weit lieber dort, gedeckt vor den neugierigen Augen von Elster oder Eichelhäher, und viel lieber als im Baum. Auch der Sperber muß vor dem Reisigestrüpp kapitulieren. Der „Zilpzalp, Zilpzalp“ seinen zweiten Namen rufende Laubsänger brütet hier im Vogelnest.

Weit eleganter und kuscheliger baut der Zaunkönig sein Nest aus Moos und dünnen Blättern. Wenn es fertig ist, muß er auf seiner Warte singen und den Wert einem vorüberfliegenden

Bitte umblättern



Die in ihrem Bestand stark gefährdete Waldeidechse findet hier Dekung und Beute.



Ein unscheinbarer Vogel: die Heckenbraunelle. Sie ist auf Reisig als Lebensraum angewiesen.



Gelbhalsmäuse, genannt nach einem gelben Kehlfleck, legen hier Vorratskammern an.



Maus ist nicht gleich Maus: Spitzmäuse sind Räuber und mit Maulwürfen und Fledermäusen verwandt.



Rotkehlchen singen bevorzugt in der Nähe ihres Brutplatzes, dem Reishaufen.



Vögel und Kleinsänger verbreiten Samen. Die Brombeere macht den Lebensraum zu einem Dickicht.



Die Erdkröte hat unter dem Reishaufen ihren Unterschlupf. Sie hilft im Garten bei der biologischen Schädlingsbekämpfung.

Fotos Wolfgang F. Bajohr

so prächtig türkisblau wie Kleinodien. Das Müllerchen, die Klappergrasmücke gar, entgeht einem gleich ganz, so unauffällig huscht sie durch das Zweiggewirr. Wäre nicht ihr eintöniges Lied „lüllüllüllüllüll“, ahnten wir nichts von ihr. Sie könnte auch in einer Hecke oder einem als Hecke gestalteten Waldrand leben, aber wo es die nicht gibt, ist der Reishaufen ihre einzige Chance. Die nimmt auch die Goldammer gerne wahr, die auf kaum einem Schlag fehlt und in den allerhöchsten Tonlagen singt. „Oh, wie hab' ich Dich doch lieb.“ Und so meint sie das dann wohl auch.

Ein Vogel, der gerne in Halbhöhlen brüten würde, die es meist nicht mehr gibt, weil Bäume mit ausgefalteten Astlöchern dem Ordnungswahn vieler Menschen geopfert und einfach abgesägt werden, ist das Rotkehlchen. So zart und liebreizend es für uns Menschen auch sein mag, gegen Seinesgleichen ist es brutal. Wenn es um ein Brut- und damit Nahrungsrevier geht, dann prügeln sich zwei Männchen oft bis zur Erschöpfung, ja bis zum Tod. Der ist vermeidbar, wenn es nur genug Brutreviere für sie gibt. Gebraucht werden Brutreviere, in denen genügend Nahrung zu finden ist, die es sich lohnt, eifersüchtig zu bewachen. Mit ihren vielen Gesangsstrophen wollen die Männchen die Brutreviere gegeneinander abgrenzen.

Eines ist ganz sicher, je mehr Reishaufen es wieder gibt, desto mehr Rotkehlchen finden ein Brutrevier. Und von diesem Reishaufen profitieren sie alle. Die Tiere, von denen hier berichtet wurde, und noch viele andere, die man gar nicht alle aufzählen kann. Reishaufen kann es nie genug geben, im Garten nicht, am Waldrand nicht, und auch nicht auf den Kahlschlägen

Reishaufen, die man nicht mehr abbrennen wird, weil sie unser Klima schädigen, sondern Reishaufen, die man extra anlegt, um den Vögeln zu helfen, in einer nicht mehr idealen Umwelt zu überleben. Lebensräume aus Menschenhand für viele Tiere. Ein brennender und qualmender Reishaufen ist nicht nur ein Verrat an der Tierwelt, sondern auch eine bedenkliche Beeinträchtigung der Lebensqualität und Sicherheit von uns allen. Das Biotop Reishaufen ist ein Lebensraum aus Menschenhand. [

schutzverfahren gegen Festschäden geschützt. In diesem Revier werden auch im gleichen Zeitraum bei 800 Hektar Wald und einer Gesamtjagdfläche von 1100 Hektar nachhaltig 10 bis 12 Stück Rehwild auf 100 Hektar Wald erlegt.

Durch die Sturmschäden werden hier bei ca. 20 000 Festmetern Holz etwa 50 Hektar

neue Kulturen aller Größen entstehen. Einer Rehwildexplosion sieht man dort gelassen entgegen und glaubt bei eventueller Abschlußsteigerung von 30 Prozent in den nächsten Jahren keinen Baumgattern zu müssen.

Verpflichtet sich also der Jäger dem Forstmann gegenüber zum Schwerpunktab-schluß betroffener Kulturen,

so sollte dieser auch seine Zeichen setzen und nicht gattern. Werden diese nichtgatterten Flächen kritisch beobachtet, und man muß feststellen, daß der Verbiß zu stark ist und der Jäger, meist aus Zeitgründen, dem Abschluß nicht nachkommt, so ist eine Fläche immer noch einzugattern.

Selektiver Verbiß an Kultur-

pflanzen ist beim Faktor Wild normal und sollte aus ökologischer Sicht vom Forstmann geduldet werden. Daß das Wild auf Kulturen nicht nur die Nutzpflanzen, sondern meist die vom Forst ungewünschte Schlagflora in der Jugend zurückbeißt und dadurch eine indirekte Kulturpflege betreibt, sollte nicht unerwähnt bleiben. ■

Kahlflächen im Revier nutzen

Die orkanartigen Stürme zu Beginn des Jahres haben in weiten Teilen der Bundesrepublik eine Schneise der Verwüstung, vor allem in den Wäldern, zurückgelassen. Seit Wochen laufen die Räumungsarbeiten auf Hochtouren. In vielen Wäldern entstehen Freiflächen, und seien sie noch so klein, die vom Revierinhaber zur Äsungsverbesserung genutzt werden können. Empfehlungen von Dr. Georg Bernd Weis.

Voraussetzung dafür ist lediglich, daß die Fläche genügend Licht erhält, um sich begrünen zu können. Werden bisher vegetationslose, dunkle Fichten- oder Buchenstandorte freigestellt, so ist die noch fehlende Konkurrenz besonders günstig für die Einsaat. Ansonsten muß die bereits vorhandene Bodenflora relativ licht sein, damit die Einsaat nicht erstickt wird. Gleichzeitig gibt die Bodenflora sichere Hinweise auf die vorliegenden Nährstoffverhältnisse und den Bodensäuregehalt, der die Nährstoffverfügbarkeit maßgeblich beeinflusst.

Möglichkeiten erkennen und nutzen

Natürlich sind äsungsverbessernde Einsaaten nur sinnvoll, wenn die vorhandene oder zu erwartende Bodenflora vor allem aus ungerne beästen Pflanzenarten besteht. Dagegen ist ein Bewuchs mit guten, wildwachsenden Äsungspflanzen gegebenenfalls nur durch Kalkung und PK-Düngung weiter zu fördern.

Zur Einsaat bieten sich neben den frisch geräumten auch Schlagflächen und Neupflan-

zungen an, wo zwischen den Pflanzreihen streifenweise einzusäen ist. Plötzlich licht stehende Bestandesränder sind ebenso für Punkt- oder Streifensaaten geeignet wie Wegeböschungen und Holzlagerplätze. Bewährt hat sich auch das Einsäen (mit PK-Düngung) von kaum begangenen Forstwegen – und sei es nur das Wegebänkett und der Mittelstreifen zwischen den Fahrspuren.

Gleiches gilt für das landwirtschaftliche Wegenetz, wo klee- und gräserreiche Bankette einen gewissen Ersatz für die meist fehlenden Acker-raine schaffen können.

In Stangenhölzern rentiert es sich forstlich kaum, Blitzlö-

cher und andere kleinere Fehlstellen mit Bäumchen nachzupflanzen; daher sollten solche Kleinstflächen in den ansonsten fast äsungslosen Einständen zu effektiven Tagesäsungsflächen umgewandelt werden.

Alle diese Standorte haben ein gemeinsames Kennzeichen: Üblicherweise handelt es sich um zufällig entstandene kleine Freiflächen in äußerst variabler Ausformung. Meist ist zu erwarten, daß diese Flächen innerhalb von wenigen Jahren wieder zuwachsen, so daß sich größere Kalkungs-, Düngungs- und Pflegemaßnahmen nicht rentieren dürften.

Entsprechend der kurzen



Auf ruhig gelegenen Äsungsstreifen in lichten Waldwegen oder Schneisen findet sich Wild oft auch über Tag ein.

„Standzeit“ dieser Flächen ist kein großer Arbeits-/Kostenaufwand bei der Einsaat vorzusehen.

Vertretbarer Aufwand

Auf jegliches Ästewegräumen kann verzichtet werden, wenn der Boden nicht dicht mit Laub bedeckt ist; denn feinkörniges Saatgut keimt auch auf dem blanken Boden oder auf Nadelstreu. Ein Aufrauen von glatter, dichtliegender Nadelstreu verbessert das Keimbett, ist aber nicht zwingend erforderlich.

Vor dem Pflanzen von Topinambur-Knollen kann ebenfalls das Freiräumen der Fläche entfallen. Gleiches gilt für alle Arten von Punktsaaten (Hosentaschensaaten).

Das Entfernen von Reisig ist lediglich notwendig, wenn grobkörniges Saatgut flächig ausgebracht werden soll, denn dieses muß wegen der Keimwasserversorgung leicht in Nadelstreu, Laub oder Boden eingereicht werden. Die Wirkung des Anwalzens besorgt der einschlämmende Regen.

Die wirksame Gabe (50–100 g/m²) eines rasch und physiologisch-basisch wirkenden PK-Düngers (Thomaskali, Phosphatkali) sowie gegebenenfalls eine Kalkung (100 g Branntkalk/m²) ist nur auf Flächen zu erwägen, die mindestens drei bis vier Jahre licht bleiben werden. Dies gilt insbesondere für Schlagflächen und junge, ungezäunte Kulturen, in denen sich sogar Pflegemaßnahmen (Nachmähen) zwischen den Pflanzreihen lohnen können. Eine PK-Düngung und Kalkung verstärkt den in den ersten Jahren auf den Schlagflächen zu erwartenden Nährstoffboom. Trotz der kräftigen Nährstoffgabe ist der Düngerbedarf relativ gering, da es sich im allgemei-

nen zumeist um Kleinstflächen handelt.

Bei der Wahl der anzusäenden Äsungspflanzen müssen die besonderen Eigenschaften des Standortes berücksichtigt werden (meist niedriger pH-Wert, geringer Nährstoffgehalt des Bodens, mangelhaftes Saatbett, Konkurrenz der standortspezifischen Wildpflanzen).

Zweckmäßige Äsungspflanzen

Da hinsichtlich der Bodenreaktion eine außerordentliche Standortvielfalt möglich ist, sind relativ sauertolerante und kalkliebende Arten besonders zu berücksichtigen. Selbstverständlich kommen nur Arten für die Ansaat in Frage, die anspruchslos sind und mit den wenigen vorhandenen Nährstoffen auskommen können. Natürlich sollten die ausgesuchten Pflanzenarten grundsätzlich gerne geäst werden und/oder besonders dekungswirksam sein.

Raschwüchsige und wettbewerbsstarke Arten, die sich gegen die konkurrierenden Wildpflanzen durchsetzen können, sind zu bevorzugen. Ebenso längerlebige Arten und solche, die sich mittels Samen oder Ausläufer mehrere Jahre halten können.

Oberflächen-(Licht-)Keimer oder zumindest flachkeimende Arten sind auf solchen Standorten stark bevorteilt.

Angesichts der meist extremen Standortbedingungen empfiehlt sich nicht die Reinsaat einer Art (Ausnahme ist der zu pflanzende Topinambur), sondern die Verwendung eines Pflanzengemisches.



Nach Räumen des Schlagreisigs auf Kahlschlagfläche durch bloße „Oben-auf-Saat“ von Klee entstandene Äsungsfläche, die in wenigen Jahren im Tageseinstand liegen wird. Absprache mit Grundstückseigentümer treffen. Foto Dr. Weis

Dabei können die aufgrund ihrer Standortansprüche als besonders geeignet erscheinenden Arten in vielfältiger Weise zusammengestellt werden. Zu beachten ist lediglich, daß alle Kreuzblütler (insbesondere auf stark sauren) und nährstoffarmen Standorten schlecht gedeihen und deshalb auch vom Wild nur lustlos angenommen werden.

Empfehlenswerte Artenkombinationen

Aufgrund bisheriger Erfahrungen erscheinen klee-gras/grünlandartige Saatmischungen weißklee reich und mit geringen Gräseranteilen sowie Beigaben von Hafer, Waldstaudenroggen und Buchweizen besonders günstig für einsaatfähige, mäßig saure (pH 5,0–5,9) Kleinstflächen.

Auf stark sauren (pH 4,0–4,9) Böden wird auch der robuste

Weißklee nur schlecht gedeihen. Diese einfache Saatmischung kann für neutrale bis kalkreiche Standorte durch die Hinzunahme von Luzerne, Esparsette und Gelbklee ebenso verwendet werden. Saatmischungen dieser oder ähnlicher Art können auch auf Problemstandorten einige Jahre „durchhalten“ und werden dadurch rentabel. Das Ar-

Beispielsweise:
3 kg/ha Weißklee (mehrere, auch blausäurearme Sorten mischen)

1 kg/ha Schwedenklee

3 kg/ha Ackerrotklee (tetraploide Sorten)

4 kg/ha Serradella

3 kg/ha Luzerne

5 kg/ha Esparsette

1 kg/ha Gelbklee

3 kg/ha Gräsermischung (Wiesenlieschgras, Knautgras, Welsch. Weidelgras, Deutsches Weidelgras, Wiesenrispe, Rot-schwingel)

15 kg/ha Buchweizen

15 kg/ha Hafer

15 kg/ha Waldstaudenroggen

beitszeit-/Nutzen-Verhältnis ist natürlich auf den regulären Wildäsuungsflächen günstiger als auf diesen Kleinstflächen, wo es nur dann akzeptabel wird, wenn das Einrechen (Handarbeit!) des Saatgutes nicht jährlich wiederholt werden muß. ■

Die Eignung von Wildacker- und Grünlandpflanzen für Extremstandorte und vereinfachte Anbauverfahren.

	Lebensdauer			Saattiefe		Bodensäureverträglichkeit		Nährstoffansprüche		
	ein-jährig	über-jährig	mehr-jährig	oberflächlich sehr flach	flach (1-3 cm)	besonders säure-tolerant	besonders kalk-hold	hoch	mittel	gering
Getreidearten										
Hafer	x	-	-	-	x	x	-	-	-	x
Waldstaudenroggen	-	x	(x)	-	x	x	-	-	-	x
Buchweizen	x	-	-	-	x	x	-	-	-	x
Hülsenfrüchte										
Gelbe Süßlupine	x	-	-	-	x	x	-	-	x	-
Weißer Süßlupine	x	-	-	-	x	-	x	-	x	-
Hackfrüchte										
Topinambur	-	-	x	-	5-10	(x)	-	-	-	x
Sonstige Wildackerpflanzen										
Futtermalve	x	-	-	x	-	(x)	-	-	-	x
Kleinkörnige Leguminosen										
Ackerrotklee	-	-	x	x	-	-	-	-	x	-
Schwedenklee	-	-	x	x	-	-	-	-	-	x
Luzerne	-	-	x	x	-	-	x	-	x	-
Esparsette	-	-	x	x	(x)	-	x	-	-	x
Gelbklee	-	x	-	x	-	-	x	-	-	x
Wundklee	-	-	x	x	-	-	x	-	-	x
Weißklee	-	-	x	x	-	(x)	-	-	-	x
Gräser										
Welsches Weidelgras	-	-	x	x	-	(x)	-	-	x	(x)
Wiesenlieschgras	-	-	x	x	-	x	-	-	x	(x)
Knautgras	-	-	x	x	-	x	-	-	x	(x)
Bastardweidelgras	-	-	x	x	-	(x)	-	-	x	(x)
Deutsches Weidelgras	-	-	x	x	-	x	-	-	x	(x)
Wiesenrispe	-	-	x	x	-	x	-	-	(x)	x

weze

←

↑

↑



Bei den heute üblichen Pflanzabständen bieten sich die Freiflächen zwischen den Baumreihen (hier Buche) zur Einsaat mit einem grasarmen Klee-gemisch, mit Buchweizen oder Waldstaudenroggen geradezu an. Foto H. Hilpisch

x zutreffend (x) bedingt zutreffend - nicht zutreffend